

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 117

Posen, den 24. Mai 1929

3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krad.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wer nicht welken, verdorren wollte vor der Zeit, sondern sich entwickeln, wachsen, gedeihen, mußte Licht, Luft, Sonne haben, aber nicht im Schatten stehen, in Dunkel und Nacht. Menschen sind wie Blumen, Pflanzen, wie Busch und Baum. — Frage die Größten, sie werden's dir bestätigen! Glaub' nicht an das Märchen vom Unglück! Glaub' an das Märchen vom Glück!

Das Pärchen nebenan war längst verschwunden. Auch drüben, in der Ecke, am Stammtisch, regte es sich. Die älteren Herren zählten, erhoben sich, griffen nach ihren Hüten. Einer nach dem andern, und gingen zusammen.

Es war schon gegen Morgen.

Auch die beiden brachen auf. Verließen die Weinstube. Als die letzten Gäste. Und schritten Seite an Seite durch die stillen Straßen, Sibylles bescheidener, ärmlicher Wohnung zu.

Und Werner griff das Gespräch wieder auf, fuhr fort, eifrig, redselig, voller Erregung, suchte sie zu belehren, zu überzeugen.

„Was du gesagt hast, ist nicht richtig, ist falsch — ganz gewiß —, und zumal in deinem Fall! Denk' doch nach! Überlege doch! Jetzt mußt du dich abquälen, mußt für deinen Unterhalt sorgen, mußt deine Kräfte zersplittern, vergeuden, bist gar nicht imstande, richtig zu lernen und zu studieren, dich natürlich zu entwickeln und zu vervollkommen! Du hast keine Zeit, keine Muße, kein Mittel, keine Gelegenheit!

Wie anders, wenn du in Berlin bist, wenn dir nichts fehlt, dir alles zur Verfügung steht, was du wünschst und begehrst, wenn du die besten Vorbilder vor Augen hast, dich bei deiner vergötterten Gesangsmeisterin weiter bilden, ganz ausbilden kannst! — Du sollst ganz nach deinem Gefallen leben — das versprech' ich dir —, ich werde dir keine Vorschriften machen, dich nicht einengen und fesseln, du sollst deine Freiheit haben und behalten — hörst du? Das versprech' ich dir noch einmal! Ich gebe dir meine Hand darauf, mein Wort, mein heiliges Wort! Komm mit mir! Laß alles im Stich und komm! Was geschieht ist nebensächlich, gleichgültig. Ich steh' für alles ein, hafte für alles!“

Ihren Vertrag brechen? Auf und davongehen? Nein, dazu war sie nicht zu bewegen, das wollte sie nicht — auf keinen Fall. Das ging ihr wider das Gefühl, das Gewissen. Diese Spielzeit, solange sie sich verpflichtet hatte, wollte, mußte sie aushalten. Nachher kam sie ja nach Berlin, und dann — dann wollte sie sehen.

Erst mußte sie sich überlegen, sich durch den Kopf gehen lassen, was er ihr gesagt hatte. In aller Ruhe. Ohne Überstürzung. Es war ja so wichtig, handelt sich um ihre ganze Zukunft, war ein Wendepunkt ihres Lebens . . .

Aber damit war er nicht zufrieden, drang in sie, bat und bestürmte sie. War sie denn gar nicht zu entbehren? Hielt sie so gar nichts von ihm? Konnte sie ihm denn keine Hoffnung machen — nicht ein bißchen Hoffnung? —

Nein, das wollte sie nicht, konnte sie nicht. Aber sie stand nicht allein, hatte Mutter und Bruder, mit denen wollte sie sprechen, wenn sie auch selbständig war, sich gewöhnt hatte, nach eigenem Ermessen zu handeln. Und wenn sie einen oder zwei Tage frei hatte oder Urlaub bekam, wollte sie hinüber

fahren — ja, auch das wollte sie und ihm schreiben, damit er Bescheid wußte.

Und damit nahm sie Abschied. Gab ihm die Hand und ließ ihn stehen. —

Sie hielt auch Wort, kam eines Tages unerwartet, unversehens nach Berlin und stieg die schmalen, steilen Treppen hinauf bis zum vierten Stock, bis unters Dach. Eine kleine, enge Wohnung, im Osten gelegen, mitten im dichtesten Häusergewirr. Nur zwei Räume und die Küche, zugleich Schlafstelle für den Herrn Sohn.

Zuerst war die Mutter erschrocken, zusammengefahren, als die Klingel schrillte und die Tochter draußen stand. Um Gottes willen — was war geschehen? — Ein Unglück? — Ein Krach? — Entlassung? — Knall auf Fall? — Mitten in der Spielzeit? — Und Frau Karoline Krohn nahm den dicken roten Morgenrock fester zusammen und sah sie an, ihre Hoffnung und Zukunft, mit grollenden, tollenden Augen, als stände sie auf der Bühne, ganz Haltung und Gebärde.

Aber Sibylle schüttelte den Kopf, lächelte, legte ihre Sachen ab und trat ins Borderzimmer, in die „gute Stube“. Da saß der Bruder am Fenster, ein langaufgeschossener, magerer Jüngling mit bleichem Gesicht, eine schwarze Künstlerkade auf der Stirn, die Beine übereinander geschlagen, rauchte Zigaretten und las die Zeitung.

Was war denn? Was gab's? Die Heldenmutter fragte, drängte, war voll Neugier und Erwartung.

Ja — ja. Sibylle setzte sich in das alte grüne Rippsofa, drückte sich in die Ecke und erzählte, kurz und knapp, ohne Umschweife, von dem Antrag, den sie erhalten hatte, von der Werbung des jungen Wolbe.

Gott sei gelobt! — Dem Schöpfer sei Dank! — Der alten Schauspielerin fiel ein Stein vom Herzen, sie atmete auf, setzte sich ihrem lieben, guten Kinde zur Seite, sah sie gerührt an und schloß sie in die Arme.

Also wirklich? — So hatte er's gemeint? — Ehrlich und aufrichtig? — Ein regelrechter Antrag? — Er wollte sie zur Frau, wollte sie heiraten — sich standesamtlich, womöglich kirchlich trauen lassen! — Und was sie gedacht, was sie gefürchtet hatte! — Wieber Himmel, wie man sich irren, wie man sich täuschen kann!

Welch eine Himmelsbotschaft! Welche Freude! Welche namenlose Freude!

Und das Töchterchen? — Was hatte es gesagt? Was geantwortet? War doch ganz glücklich, selig gewesen? Hatte doch im stillen gejauchzt und gejubelt? Sich doch keinen Augenblick besonnen? Hatte doch gleich auf der Stelle ihr Jawort gegeben?

Nein, das nicht — das hatte sie nicht getan! —

„Wie? — Was? — Ja, um Gottes willen — um alles in der Welt! — Warum denn nicht? — Was hieß das? — Warum zögern, das Glück zu greifen, das Glück, das einem in den Schoß fällt! — Unfasslich — unglaublich — nicht auszubedenken!“

„Aldalbert, mein Sohn! Was sagst du dazu? Sprich —!“ Aldalbert schnippte die Asche von seiner Zigarette, wandte den Kopf und sprach langsam, bedächtig: „Weißte was, Vile? Dumm bistest —!“

„So, meinst — du —?“

Aldalbert blieb unbeweglich, unerschütterlich.

„Dumm bistest!“ Klang es noch einmal.

„Jawohl, dumm bistest!“ Die Heldenmutter wiederholte es, aber laut, mit erhobener Stimme, stieß die Hand der unseligen Tochter zurück und sprang auf die Füße. Faßte ihren Morgen-

rock und durchmaß das Zimmer, voller Erregung, voller Empörung, voller Wut!

Eine solche Gelegenheit zu verpassen, zu veräumen! Nicht zuzugreifen mit beiden Händen — mit allen zehn Fingern! Alle Augenblicke blieb sie stehen, vor dem Sofatisch, ihrer Tochter gegenüber, und schleuderte ihr die wildesten Anklagen ins Gesicht. Nicht nur dumm war sie — nein, blind, verbohrt, von Sinnen, verrückt, vollständig verrückt!

„Ja, wenn's ein hergelaufener Mensch wäre — ein Sänger, Schauspieler, Künstler, der auch nichts zu beißen hatte —, oder einer vom Viertisch, ein Spießbürger, mit dem kein Staat zu machen war — eine gewöhnliche, alltägliche Heirat — eine bloße Versorgung — ja, dann —!“

Aber ein solcher Mann —! Ein Mann, wie er, der nur einmal kam — ein wahrer Märchenprinz —, ein junger Mann, ein feiner Mann, der Vermögen hatte, wohlhabend war, vielleicht reich — —?“

Ja, sie glaubte wohl. Allem Anschein nach. Soviel sie wußte. Er hatte dem Direktor eine größere Summe zugesagt. Wollte hunderttausend Mark zeichnen für das Unternehmen. „Hunderttausend Mark —!“



Die Heldenuutter fuhr mit einem Ruck in die Höhe, warf den Kopf zu ihrem Sohn herum. „Adalbert, hast du gehört? — Was sagst du —?“

Aber Adalbert kam nicht aus der Fassung, drehte sich nur mit halber Wendung seiner Schwester zu und blieb bei seinem Wort: „Dumm bist!“

Aber Frau Karoline Krohn konnte sich nicht beruhigen; schlug die Hände über den Kopf zusammen. „Aber Kind —! Aber Kind —!“

Und setzte sich wieder zu ihrer Tochter, beschwor sie, ihr Glück nicht zu verscherzen, das Glück ihres Lebens, machte ihr alle Vorteile einer reichen Heirat klar. Geld — Geld — Geld! Wenn sie Geld hatte, konnte sie alle ihre Wünsche befriedigen, alles erreichen, was sie wollte. Konnte auftreten, leben, die Menschen heranziehen, die sie brauchte, sie sich gefügig machen, sie benutzen nach ihrem Belieben. Geld war alles — war die Leiter zum Erfolg, war der Erfolg selbst. Und gerade für sie — für eine Künstlerin wie sie —, mit ihren Mitteln, ihrer Stimme, ihrer Begabung! — Sie hatte die Bahn frei — war gemacht —, es lag nur an ihr!

Sibylle saß da, schwieg, hörte zu. Hatte die Mutter nicht recht. — Die Mutter mit ihrer bitteren Erfahrung, ihren trüben Erlebnissen? — Ja — ja — ja. So war's, so ging's her im Leben — ganz gewiß! Warum besann sie sich? Zögerte? War es nicht das Beste — —?

Als keine Antwort kam, machte die alte Schauspielerin den letzten Versuch, wurde weich, versuchte das Herz ihrer Tochter zu rühren: „Und wenn du alles in den Wind schlägst, nichts nützt und hilft — denkst du denn nicht an uns, an deine Familie, Mutter und Bruder? Hab' ich das verdient? Muß ich das erleben, wie? Jahre und Jahre hab' ich mich gequält, hab' mich gesorgt und gehärmt, gedarbt und gearbeitet, und für wen? Für euch beide! Für dich und Adalbert! Ein schönes Vergnügen, jeden Abend zu mimen — und für das blöde Volk hier draußen —, heut eine schlotterige Königin und morgen eine alte Bauernvettel —, heut auf Stelzen gehn und morgen Poffen reißen! Ein schönes Vergnügen, hier zu

hausen — in diesen jämmerlichen Buden, in denen man sich kaum umdrehen kann — nebenan eine Schneiderin und unten ein Klavierstimmer! — Ach, du lieber Gott —!“

Und sie rückte der Tochter näher, faßte ihre Hand, schloß mit weinerlicher Stimme: „Denk' doch, Bille — du hast unser Los in der Hand, kannst deinem Bruder beistehen, deiner alten Mutter helfen, ihr den Lebensabend goldig, sonnig gestalten! Nur ein Wort von dir — ein einziges Wort! — Wird's dir denn so schwer —?“

Es klang flehend, angstvoll, zum Erbarmen. Alles fiel ab, Maske und Hülle, Schein und Lüge, die Schauspielerin verschwand — die Schauspielerin der Bühne und des Lebens —, und zum Vorschein kam ein armes, elendes, bedrücktes Weib, geschüttelt vom Jammer ihres dumpfen, freudlosen Daseins, das sich aus dem Dunkel, dem grauen Alltag mit aller Sorge und allem Kummer hinaussehnte nach ein bißchen Licht, ein bißchen Freude . . .

Sibylle wandte den Kopf, sah ihre Mutter an, und wie sie in dies frühgealterte Gesicht sah, grau und faltig, die Haut von Puder und Schminke entstellte, da gab es ihr einen Stich ins Herz, stieg es ihr feucht in die Augen.

Sie griff die Hand ihrer Mutter, drückte sie und sagte leise: „Ja, du hast recht — es ist einfach meine Pflicht. Ich will es tun —“

Aber die Mutter schüttelte den Kopf. „Nein — so nicht —, so nicht! — Wenn's nicht dein freier Entschluß ist, dein freier Wille — dann nicht —, dann laß es! Ich will dich nicht zwingen — Gott behüte! Du sollst dich nicht opfern. — Ich will nicht schuld sein an deinem Unglück! O nein — niemals! — Das wäre das Letzte, wäre mein Tod! Wenn du ihn nicht willst, ihn nicht leiden kannst! Gut — so bleibt alles, wie es war!“

Sibylle hatte sich wieder in Gewalt, entgegnete ruhig und bestimmt: „Wer sagt, daß ich ihn nicht leiden kann? — Durchaus nicht — Ich hab' weiter nichts gegen ihn —“

„Wirklich nicht —?“

„Aber nein —!“

„Nun dann —!“

Die Mama war beruhigt, atmete auf, nahm ihre Tochter, schloß sie wieder in die Arme und küßte sie. „Kind — liebes Kind —, du wirst es nicht bereuen — glaub' mir —, glaub' deiner alten Mutter — denk' an mich! — Du wirst noch an mich denken!“



Sogar der Bruder erhob sich von seinem Platz, kam zu ihr, klopfte sie auf die Schulter und meinte väterlich, wohlwollend: „Bravo, Bille! Klug bist! Klug bist!“

„Danke sehr.“

Nun war es entschieden!

Und sie — als ob keine Zeit zu verlieren wäre, als ob sie in ihren Entschlüssen schwanken könnte —, sofort setzte sie sich hin, schrieb an Berner, bat ihn, zu kommen.

Hierher? — Wo hin? — In ihre kleine, jämmerliche Wohnung? — Frau Karoline Krohn war erstaunt — das ging doch nicht —, war doch nicht möglich!

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Salz.

Einer der wichtigsten Rohstoffe des Erdballs ist das Salz. Es findet sich in feinsten Spuren in allen möglichen Dingen, selbst dort, wo es niemand vermutet. In der menschlichen Ernährung spielt es eine große Rolle, und wir merken in der Regel erst, wie abhängig wir in unserem Leben vom Salz geworden sind — wenn es fehlt. Nebenbei: auch Tiere benötigen Salz, namentlich die Pflanzenfresser, weil das Salz zur Erschließung der in den Pflanzen enthaltenen Nährstoffe dient. Dagegen kommen Fleischfresser ohne Salz aus.

Wir sehen schon im grauen Altertum, ja sogar in der Vorgeschichte und heute bei ganz primitiven Menschenrassen das Bestreben, sich in den Besitz von Salz zu setzen. In Gegenden, die salzarm sind, wie in weiten Gebieten Afrikas, bildet das Salz einen Handelsartikel, der ziemlich



Im Salzbergwerk, 450 Meter unter der Erde.

teuer bezahlt wird. Und die kleinen Negerkinder, deren tägliche Nahrung ziemlich gewürzlos ist, lecken an einem Stückchen Salz mit derselben Vorliebe wie bei uns die Kinder an Schokolade. Die Gewinnung des Salzes wurde im Altertum auf dieselbe Weise vorgenommen, wie sie sich heute noch auf dem größten Teil der Erde erhalten hat. Das Wasser des Meeres wird durch schmale Kanäle in das Land geleitet und dort in ganz flache Gruben geschöpft. In den Gruben verdunstet das Wasser, und der kristalline Niederschlag, der sich bildet, ist das Salz. Selbstverständlich ist die so gewonnene Masse stark verunreinigt, denn im Meerwasser kommt das Kochsalz (chemisch Natriumchlorid) natürlich nicht rein, sondern immer in Verbindung mit anderen Salzen vor. Trotzdem genießt die arme Bevölkerung in entfernten Landstrichen dieses bitter schmeckende Salz. Allerdings besitzen auch jene Völker, die das Salz auf diese Art gewinnen, mancherlei Methoden, es zu reinigen. Aber wer jemals die Grenzen Deutschlands überschritt und nicht in den internationalen Luxushotels abstieg, wird mit Erstaunen gesehen haben, wie grob und grau das Salz ist, das man ihm bereits in Italien oder Griechenland vorsehte: — Das Meersalz erfreut sich aber trotzdem in der Ferne großer Beliebtheit, weil seine Gewinnung mit ganz geringen Kosten verbunden ist. Berühmt sind namentlich die großartigen Anlagen in China, die sogenannten Meersalzgärten, in die das Seewasser mit Hilfe von Windanlagen (einer Art durch Mattensegel angetriebene Schöpfräder) geleitet wird. Umgekehrt führen heute die großen Ueberseedampfer Destillierapparate mit, um dem Seewasser sein Salz zu entziehen und so nicht in die früher gekannte Gefahr zu geraten, daß Besatzung und Passagiere inmitten der Wasserwüste verdursten. Es haben sich an anderen Stellen der Erde riesige Salzseen erhalten, zu denen ursprünglich ausgedehnte Meeresflächen zusammengeschrumpft sind. Wir finden sie in allen Teilen der Erde, besonders in Nordafrika, Palästina (das Tote Meer), Persien, Nordamerika (Großer Salzsee). Bisher sind gerade diese Gebiete noch nicht ausgenutzt worden, weil sie infolge ihrer besonderen chemischen Verhältnisse eine moderne Bearbeitung

erfordern, die jetzt erst am Toten Meer erprobt werden soll. Zu den salzreichsten Ländern der Erde zählt auch unsere Heimat. Die Gewinnung des Salzes erfolgte bei uns bis tief in die neueste Zeit ausschließlich durch Erschöpfung der Salzquellen, die in größerem Umfang als anderswo aus der Erde



Das gemahlene Salzgestein wird den Siebanlagen zugeführt.

sprudeln. Auch heute noch spielen diese Quellen mit ihren Gradierwerken eine große Rolle. Dieser Reichtum an Salz rührt aus jener Zeit her, da vor vielen Millionen Jahren in Mitteldeutschland ein großes Meer rauschte, das vermutlich einen etwas stärkeren Salzgehalt als die heutigen Ozeane aufwies. Durch Erdkatastrophen wurde ein Teil davon zu einem Binnenmeer abgeschnürt, und in dem warmen Klima, das in jenen Zeiten auch bei uns tropische Grade annahm, verdunstete die gewaltige Wassermenge mit der Zeit, und schließlich blieb ein dicker Salzschlamm übrig. Ueber diesen wehten die Stürme den Staub der Steppen und zerfallenden Gebirge, bis sich über den Salzschichten abermals ein Gebirge aufbaute und diese durch den Druck zu Steinsalz gepreßt wurde. An einzelnen Stellen liegt das Steinsalz über 500 Meter tief und verdeutlicht schon dadurch, daß uralte Zeiten vergehen mußten, ehe sich diese Umwandlung vollziehen konnte.

Das Steinsalz, dem wir unser klares und gutes Kochsalz verdanken, muß nun in einem Bergwerksbetrieb gewonnen werden, der sich aller jener Mittel bedient, die jeder Bergbau heute anwendet. Gefährlicher noch als anderswo wäre natürlich in einem Salzbergwerk der Einbruch des Wassers, von dem sich eine gewisse Menge naturgemäß über jedem Steinsalzlager befinden muß. Uebrigens werden die Bohrungen in größerer Tiefe noch nicht ein Jahrhundert vorgenommen, teils weil das aus Sole gewonnene Salz für die Bevölkerung genügt, teils, weil die Technik noch nicht genügend vorgeschritten war. Interessant ist, daß man bei den ersten Versuchen über dem eigentlichen Steinsalz auf große salzhaltige Schichten stieß, die als sogenannte Abraumsalze beiseitegeworfen wurden, weil man damals nichts mit ihnen anzufangen vermochte.

Das Salz hat in den religiösen Vorstellungen vieler Völker eine entscheidende Rolle gespielt. Auch bei den Germanen, deren weiße Frauen das „Salzfieden“ als eine besondere Kuthandlung betrieben. Der letzte Rest dieses Glaubens starb erst im Mittelalter, wo alle „Hexen“ in der Inquisition besonders eifrig auf das Salzfieden befragt wurden.

Wilde Pferde.

Wenn von „wilden Pferden“ die Rede ist, denkt man weniger an das Wildpferd, das vor Jahren im innersten Asien entdeckt wurde, als an die großen Herden verwilderter Pferde, sogenannter Mustangs, die hauptsächlich die Steppen Südamerikas bevölkern. Man hält diese Pferde für Nachkommen der von den Spaniern herübergebrachten, da sich in Amerika zur Zeit der ersten Conquistadoren keine eingeborenen Pferde befanden. In Urzeiten hat allerdings auch Amerika ein echtes Wildpferd besessen, und es wäre immerhin möglich, daß auch Nachkommen dieses Tieres noch

vorhanden gewesen sind und sich mit den neuen Ankömmlingen vermischt haben. Es ist wenig bekannt, daß es auch in Deutschland ein sogenanntes „Wildgestüt“ gibt; es sind die Pferde der Senner Heide in Sippe-Deilmold, die vielleicht noch von europäischen Urpferden abstammen.

Allerdings ist die Urheimat des Pferdes in den Steppen Innerasiens zu suchen. Reitervölker, die schon im Altertum von dorthier einbrachen, riefen den Mythos von den Zentauren hervor. Richtige Wildpferde hat es in Deutschland bis ins späte Mittelalter hinein gegeben. Bekanntlich hält man den „grimmen Schelch“ des Nibelungenliedes für ein solches Wildpferd. Noch im 17. Jahrhundert gab es in den Wäldern der Vogesen wilde oder verwilderte Pferde. Ja, in einem Walde am Niederrhein soll es noch vor hundert Jahren solche gegeben haben.

In England scheinen auch noch Nachkommen einer Ur rasse zu existieren. Es sind dies die Ponies des New Forest in Hampshire, die ähnlich wie die Pferde der Senner Heide frei im Walde weiden und sogar im Winter im Freien ausbauern. Auch die bekannten Shetland-Ponies kennen nicht den Stall und schweifen im Winter sogar bei der größten Kälte frei umher. Auf Celebes lebt ebenfalls eine wilde Pferderasse. Endlich sei noch der wilde Pferde auf der Insel Antiocha (bei Sizilien) gedacht, deren letztes vor 90 Jahren in der Gefangenschaft endete.

Für Handwerker und Bastler.

Wenn der Leisten im Schuh festgenagelt ist.

Auch mit allen schuhmacherlichen Kniffen läßt es sich nicht immer vermeiden, daß die Holzleiste der Sohlen so fest in den Leisten eindringen, daß dieser nicht mehr herausgezogen werden kann, ohne die Form des Schuhs zu verderben. Dieser Uebelstand pflegt namentlich bei neuen Leisten einzutreten.

Um den Leisten nun sicher und so zu entfernen, daß die Form des Schuhs nicht leidet, setzt man den Leistenhaken ein und befestigt den Spannriemen daran, wobei der Fuß unten in die Schlinge eingeführt wird. So wird der Schuh vom Leisten abgezogen, und zwar wird dabei (vgl. die Abbildung rechts) der Schuh von hinten, also an der Kappe, gefaßt.

Genügt das allein nicht, so muß ein anderer helfen, wie es unten in der Abbildung zu sehen ist. In die Handhabe des Leistenhakens wird ein Stück Holz oder Eisen gesteckt, und nun wird mit dem Hammer dicht am Leistenhaken dagegen geschlagen.

Ist der Griff des Leistenhakens nicht ringförmig, sondern ein Querstück, so läßt sich der Spannriemen so anbringen, daß die Hammerschläge auf das Querstück ausgeführt werden.

Erfahrungsgemäß ist bei dem in Rede stehenden Uebelstande der Leisten immer unter dem Ballen festgenagelt; hinten an der Ferse läßt er sich so hochheben, daß dort das Oberleder, d. h. der Schaft, bis unter den Leisten niedergedrückt werden kann.



Einen schwarzen Ueberzug auf Messing, wie ihn die Optiker vielfach für Glasumfassungen benötigen, erhält man, wenn der Gegenstand an einem Draht über einer Lampe bis zum Bräunlichwerden erhitzt wird und schnell in Salpetersäure, in welcher ein wenig 12-lötiges Silber aufgelöst wurde, getaucht und ebenso schnell wieder herausgenommen wird.

Bimssteingebirge auf dem Mond.

Der amerikanische Wissenschaftler Epstein wartet neuerdings mit der Erklärung auf, daß die Bestandteile der Mondgebirge von der auf unserer Erde üblichen Gesteinsmasse vollkommen abweichen. Man habe es vielmehr mit Stoffen zu tun, die dem Bimsstein und den vulkanischen Auswurfstoffen gleichen. Professor Epstein ist zu diesem Ergebnis auf Grund von Berechnungen gekommen, die sich auf der Abkühlungszeit des Mondes aufbauten. Im Zusammenhange damit hat der Gelehrte Granit untersucht und festgestellt, daß hier die Abkühlung weit langsamer vorstatten geht.

Ein neuer Conrad Veidt-Film.



Pat und Patathon in Afrika.

Pat und Patathon, die beiden unverwundlichen Komiker, haben sich mit ihrem Regisseur Bau Lauritsen auf den Weg nach Afrika gemacht, um im schwarzen Erdteil sich mit Menschenfressern und wilden Tieren herumzubalgen. — Unser Bild zeigt die beiden Helden, wie sie gerade dabei sind, Schriftübungen einer Neger Sprache zu machen.

Phot. D. L. S.

Der Briefmarkensammler.

Die Schönheiten Kanadas werden dem Sammler auf einigen neuen Freimarken höherer Wertstufen dieses britischen Dominiums nahegebracht. Die niedrigen Werte dieser neuen Ausgabe enthalten das Brustbild des Königs Georg V. im üblichen kleinen Format. Die Marke zu 10 Cents aber bringt eine wundervolle Berglandschaft aus den Rocky Mountains und die zu 12 Cents ein Bild der etwa 1300 m langen Quebec-Brücke. Eine Darstellung aus dem Gebiete der Landwirtschaft, eine Mähmaschine, finden wir auf der Marke zu 20 Cents, und auf der Marke zu 50 Cents sind kanadische Fischerboote unter vollen Segeln dargestellt. Der höchste Wert zu 1 Dollar endlich bringt eine gelungene Wiedergabe des Parlamentsgebäudes in der Bundeshauptstadt Ottawa.

Zwei wirkungsvolle Indianerbilder bringt die neue Freimarkenreihe von Französisch-Guiana, die nicht weniger als 24 Werte umfaßt. Die unteren Werte bis zu 25 Centimes zeigen im Hochrechteck einen bogenschießenden Indianer, und die folgenden Werte bis zu 1 Franc machen uns auf querechteckigem Format mit einem indianischen Bohnbooi bekannt, das gerade eine Stromschnelle hinunterfährt. Beide Darstellungen wirken trotz ihrer etwas groben Zeichnung recht ansprechend und sind bezeichnend für die vielen Tausende von Indianern, die noch unkultiviert im Hinterlande dieser Kolonie leben. Die anderen Francswerte haben eine nicht viel sagende Darstellung des Gouverneurspalastes in der Hauptstadt Canenne erhalten.

Fröhliche Ecke.

Kochkunst. Jung verheiratetes Paar. Er kommt von der Arbeit nach Hause. „Ist das Mittagessen fertig?“ fragt er. „Nein, ich glaube, wir müssen ins Restaurant zum Essen gehen!“

„Warum denn, Schatz?“

„Ich habe den Büchsenöffner verlegt.“

Kleines Versehen. Papa ist Reisender. Willi betet alle Abende: „Und lieber Gott, beschütze auch meinen Papi, der auf Reisen ist.“

Als aber neulich der Vater zu Hause war, betete Willi genau so.

Dann stuchte er und fügte hinzu:

„Ach so, entschuldige man, lieber Gott, Papa ist ja unten.“

Geistreich. Der Vicomte des Segur sagte eines Tages zu dem Grafen Baines, den er ebenso wenig leiden konnte wie dieser ihn:

„Ich habe gehört, Sie hätten in einer Gesellschaft, wo behauptet worden war, ich hätte Geist, gesagt, daß ich keinen hätte. Ist das wahr?“

Baines erwiderte:

„Das ist ganz bestimmt nicht wahr, denn ich bin noch nie in einer Gesellschaft gewesen, wo man behauptet hätte, Sie hätten Geist.“

K. M.